



Die Autorin beim Seminar in Ochsenhausen
Foto: Luisa Luern im Juli 2019

Landeswettbewerb deutsche Sprache und Literatur
Thema 5 - „Dazwischen“ Gestalten Sie eine Situation

Briefe

Eine neue Beziehung zwischen Dir und Mir

Zwischen Leben und Tod

Dazwischen

Prolog

Gerade habe ich noch mit dir gesprochen, wie immer, als wären wir zuhause auf dem vertrauten Sofa, und nicht hier an deinem Krankenhausbett. Ich verabschiede mich „Tschüss Papi, bis dann“- bis wann? Ich rufe dir zu „Wenn was ist melde dich!“ und du entgegnest mir mit einem fremden, leisen Ton in deiner Stimme und dennoch einem kleinen, kläglichen Lächeln auf den Lippen „Was soll denn sein?“ „Tschüss, bis bald, meine Süße.“ höre ich an der Tür deine letzten Worte, von denen ich noch nicht weiß, dass es die letzten sind.

Und plötzlich, am gleichen Abend, geschieht alles Schlag auf Schlag. Ein Anruf, dass es nun ernst wäre. Schon sitze ich im Auto, ohne ganz zu verstehen, was gerade

passiert. Die dunklen Bäume rasen an mir vorbei; ich bin müde, aber ich darf jetzt nicht schlafen. Nach einer größtenteils schweigend verbrachten Fahrt, mit nur hin und wieder ein paar gezwungenen „Irgendetwas-muss-man-ja-dann-doch-reden“ Belanglosigkeiten ausgetauscht, kommen meine große Schwester und ich schließlich vor dem Eingang des imposanten, braunen Gebäudes zum Stehen. Wir steigen aus dem Auto, treten hinein in eine sternklare, kalte Winternacht. Als ein eisiger Windhauch um meine Beine streicht, beginne ich in meiner eilig über den Schlafanzug gezogenen Jogginghose zu frösteln. Gemeinsam laufen wir in Richtung des Eingangs des Krankenhauses, der durch ein paar müde flackernde Neonlampen beleuchtet wird. Die Tür öffnet sich, wir treten ein und befinden uns mitten in der Notaufnahme. Von irgendwoher hört man ein durchdringendes Piepsen, es riecht nach kaltem Kaffee, in dessen Aroma sich ein stechender Geruch nach Desinfektionsmittel gemischt hat. Im Warteraum sitzt verstreut eine Handvoll Menschen, ein paar von ihnen auf den harten Metallstühlen zusammengekauert, im verzweifelten Versuch, noch ein Minimum an Schlaf zu erhaschen. Andere, die sich an ihren blauen Plastikbechern voll Kaffee festhalten, den Blick im Nichts verloren. Was sie verbindet, ist die Angst. Die Unwissenheit was wohl passieren wird, gleichzeitig mit der Gewissheit, dass sich ihr ganzes Leben verändert haben könnte, wenn sie dieses Gebäude verlassen. Wir gehen weiter; vorbei an all den müden Gesichtern, hinein in den Aufzug. Ein kläglicher Versuch eines Lächelns wird ausgetauscht. Ich betrachte mich selbst in der verspiegelten Wand; blasses Gesicht, eine gerötete Nase von der Kälte, dunkle Schatten unter den ebenso dunklen Augen. Und die Angst, die förmlich aus meinem Gesicht zu springen scheint. Die Angst, die ich auch im Gesicht meiner Schwester entdecke. Die Angst, vor dem was kommen wird, die mich mit all den Wartenden unten vereint. Am Ende des langen, weißen Ganges bleiben wir vor einer Tür stehen. Wir wollen eintreten, aber meine Schwester hält inne. Einen Augenblick später höre ich sie auch, die Geräusche, die zu uns nach außen dringen. Geräusche, die man zuerst schwer verorten kann, die sich aber zweifellos als Atemgeräusche entpuppen. Wir sehen uns an, dann drückt meine Schwester die Klinke hinunter. Schon stehen wir im spärlich beleuchteten Zimmer; du liegst da, blass und dünn in dem viel zu großen weißen Bett. Meine große Schwester drückt mich reflexartig an sich um mir die Sicht zu versperren, doch es ist zu spät. Längst hat sich das Bild in meinen Kopf eingebrannt. Wir setzen uns auf das freie Bett, Mama auf dem Stuhl direkt neben dir. Immer wieder wechseln wir die Plätze, sodass jeder einmal neben dir sitzen und sich

von dir verabschieden kann, auch wenn du uns nicht mehr antworten kannst. Es ist das einzige, was in der nächsten Zeit passiert. Das einzige, was wir tun können. Wir sitzen da und warten, auch wenn wir alle nicht ganz genau wissen worauf. Das einzige Geräusch, das die erdrückende Stille von Zeit zu Zeit zerreißt, sind deine unregelmäßigen Atemzüge, die mehr ein Keuchen sind, und die von Minute zu Minute schwächer werden. In meinem Kopf taucht das Bild eines angesplten Fisches auf, der auf dem Trockenen liegt und verzweifelt nach Luft ringt. In jedem mühevollen Atemzug liegt die Hoffnung, dass doch noch eine neue Welle kommt, die ihn zurück ins Meer, ja zurück ins Leben trägt. Die Hoffnung, die stirbt, als das kleine Fischgehirn realisiert, dass kein Wasser kommen wird, da gerade Ebbe ist. Die Kiemen, die immer seltener zucken. Und irgendwann ist es auch in unserem kleinen Zimmer nur noch still. Du hast aufgehört zu atmen. Die Energie hat deinen Körper verlassen, der gemerkt hat, dass keine rettende Welle mehr kommen wird. Du hast nicht gewonnen, aber niemals aufgegeben. Immer weiter gekämpft und nach Atem gerungen. Der rote Knopf an deinem Bett wird ein letztes Mal mit zitternden Fingern gedrückt. Der Arzt betritt den Raum, ein freundlicher Mann mittleren Alters, welcher uns ein erstes von vielen zukünftigen mitleidigen Lächeln schenkt und mit den Worten „Damit die Seele hinaus kann“ das Fenster öffnet. Er betrachtet uns, die kleine Familie, die soeben noch kleiner geworden ist und versucht die Situation einzuschätzen. Wir werden aus dem Zimmer heraus in einen Raum geleitet, wo wir uns schweigend um einen Tisch drapieren und es nicht fassen können, was gerade geschehen ist. Ich komme mir vor, wie am Ende eines absolut surrealen Albtraums; festgeklammert an die Hoffnung, doch bald aufzuwachen, wie ein Ertrinkender an einem Stück Treibholz. Aber hier gibt es keinen Wecker, der einen aus der Situation herausklingelt und zurück in die Realität schleudert, das hier ist mein Leben. Meine Mutter und meine Schwester beginnen bereits leise zu sprechen, aber ich kann keine Worte finden und verbringe den Großteil der nächsten halben Stunde deshalb damit, das Muster des Linoleumbodens unter meinen Füßen auf symmetrische Strukturen hin zu analysieren. Nur nicht daran denken, was ich gerade gesehen habe. Ich habe das Gefühl für Zeit verloren. Vielleicht habe ich auch jegliche Gefühle verloren, denn das einzige, was ich gerade wahrnehmen kann, ist ein riesiges Loch und kreisende Gedanken in mir. Die Minuten vergehen, und irgendwann betritt der freundliche Arzt unseren Raum und reißt mich aus meinen konzentrierten Überlegungen, ob man eine symmetrische viereckige Form mit runden Ecken wohl als Oval oder Rechteck bezeichnen würde. Diese

Überlegungen, sie scheinen für Außenstehende vermutlich mehr als abwegig, vollkommen absurd und ohne jeglichen Kontext. Aber in diesen Minuten retten sie mich, weil sie ein Mittel sind, um Distanz zum eben Erlebten aufzubauen. Distanz, ohne die man in diesem viel zu kleinen, stickigen Krankenhauszimmer zusammenbrechen würde. Wir dürfen nun die letzten Wertsachen holen, die letzten Formalitäten regeln und dich ein letztes Mal sehen. Wir erleben in diesen fünf kurzen Minuten mehr letzte Male als im ganzen Jahr davor. Ein absurder Film im Zeitraffer, jede Minute eine neue, letzte Aktion, die man nicht in ihrem Wert wahrnehmen kann. Danach geht es nach Hause, abermals vorbei an der Notaufnahme, ein paar Gesichter erkenne ich wieder, ein paar neue sind auch dazugekommen. Mir spricht nun keine Angst mehr aus den Augen, ich verlasse die Klinik mit Gewissheit. Gewissheit, dass sich mein ganzes Leben nun verändert hat. Im Auto kommt mir der pseudo-tiefgründige Spruch in den Kopf, den ich letztens auf der Website Pinterest gesehen habe: „Das einzig Gute daran, dich verloren zu haben, ist, dass ich die Angst verloren habe, dich zu verlieren.“ „Ja, klar, die heulen mal wieder alle wegen ihrer langjährigen Beziehung, die irgendwann doch einmal fremdgegangen ist, und das auch noch mit einem scheinbar lustigen Wortwitz“, dachte ich noch vor zwei Wochen. Jetzt hat dieser Spruch für mich eine völlig neue Bedeutung bekommen, mein Horizont hat sich erweitert. Mir wird bewusst, dass diese Behauptung stimmt. Die Situation ist unglaublich schlimm, und noch ist mir ihre Tragweite nicht bewusst, aber wir wissen woran wir sind und können wenigstens langsam beginnen zu versuchen, damit zurechtzukommen. Dagegen sind die Stunden des Wartens in der Notaufnahme ein Spaziergang am Abgrund. Und nur die Aussage eines fremden Menschen im weißen Kittel entscheidet, ob das Schicksal dich an die Hand nimmt, mit dir in die entgegengesetzte Richtung über eine Blumenwiese rennt und ‚alles wird gut!‘ flüstert, oder ob es dich (natürlich mit einem mitleidigen Lächeln) ins Nichts stößt und dir hinterherruft, dass du nun alleine klarkommen musst.

Unwissenheit ist schlimmer als Gewissheit, auch wenn ich mir das im Moment selbst nicht ganz glauben möchte. Denn im metaphorischen Abgrund, wo wir soeben aufgeschlagen sind, gibt es zwar keine Hoffnung mehr, aber auch keine Angst. Es gibt nur noch Leere. Leere, die mich innerlich komplett ausfüllt und die keinen Platz für irgendetwas anderes zulässt. Ich fühle mich wie in Watte gepackt, nehme alles nur durch einen Schleier wahr, während das Auto rhythmisch schaukelt und mich einlullt. Wieder werde ich schläfrig. Jetzt dürfte ich schlafen, aber kann es nicht, denn die Bilder

in meinem Kopf rasen genauso vorbei wie die nächtlichen Bäume vor dem Fenster. Ein Déjà-vu mit einem Abstand von zwei Stunden. Zwei Stunden, die mein bisheriges Leben mit ein paar Axthieben auf einem Hackklotz zerschlagen und Splitter daraus gemacht haben, welche ich in der kommenden Zeit sorgfältig und langsam, mit Leim und viel Geduld zu etwas Neuem zusammenkleben werden muss. Schlagartig reißt mir die Realität den großen, weichen Wattebausch aus dem Gesicht und mir wird klar, dass dieses zukünftige Leben, das neue Konstrukt aus Splintern ohne dich stattfinden wird. Natürlich, Erinnerungen aller Arten bleiben, aber auch Fotos, Lieder und ein Grabstein mit deinem Namen eingraviert können keine Beziehung zu einem Vater ersetzen. ‚Doch wo ist unsere Beziehung jetzt?‘ frage ich mich.

Brief 1: Was ist mein Ich ohne dein Du?

Lieber Papa,

vielleicht wunderst du dich, von mir zu hören. Ich hoffe aber nicht, denn das würde bedeuten, dass du nicht damit gerechnet hast, dass ich uns nicht einfach aufgebe. Es ist eine jener Nächte, in denen der Vollmond hell durch die Ritzen des Rollos scheint, ich mich schlaflos von der einen Seite auf die andere wälze und dich so gerne um Rat fragen würde. Mein Kopf ist voller Fragen. Fragen, die mir niemand um mich herum beantworten kann, weil niemand eine Antwort kennt. Immerhin in einem Aspekt konnte ich mir selbst helfen. Eine der vielen Fragen war die Unklarheit, wo unsere Beziehung nun hin ist. Ich dachte mir, sie kann doch nicht einfach weg sein, nachdem du 16 Jahre lang - mein ganzes Leben - mein Vater warst, der mich geliebt und verstanden hat. ‚Aber eine Beziehung ist etwas Zwischenmenschliches, das von beiden Seiten ausgeht. Man kann keine Beziehung zu einem Toten haben!‘ schrie die Stimme der Vernunft in meinem Kopf dagegen an. Trotzdem hat sich etwas in mir gesträubt, alles der letzten 16 Jahre aufzugeben, so viel Liebe einfach zu begraben. Jetzt möchte ich eine neue Beziehung zu dir aufbauen. Eine Beziehung, die naturgemäß anders ausfallen wird als unser Familienleben davor, ohne zusammen frühstücken und gemeinsam musizieren. Aber mit mindestens genauso viel Liebe. Nur eben anders. Eine Beziehung dazwischen. Zwischen Leben und Tod. Zwischen mir, einem Mädchen

im Teenageralter, das noch das gesamte Leben vor sich hat und dir, meinem Vater, von dem ich zwar weiß, dass seine sterblichen Überreste aktuell im Kühlraum der Klinik liegen, ich aber so gerne wüsste, wo sich seine Seele nun befindet. Ich habe mich gefragt, wie das gehen soll. Denn eine gegenseitige Beziehung lebt von Interaktion, gemeinsamen Aktivitäten und Kontakt. Doch diese gesellschaftliche Definition ist mir egal. Aber das Wichtigste ist für mich: ich möchte das „Papa und ich“ nicht aufgeben, nachdem ich dich bereits gehen lassen musste. Ich hätte noch so viel gerne von dir gewusst, gelernt und erfahren. ‚Wie kann ich nur in Kontakt zu dir treten?‘, fragte ich mich also gefühlt ein 70. Mal. Und dann kam mir eine Idee, eine spontane Assoziation: Briefe, klar! Briefe von mir an dich. Das ist unsere neue Beziehung, die Schnittmenge unserer Welten, das „Dazwischen“, nach dem ich so lange gesucht habe. Dass du mir nicht aktiv antworten kannst, macht nichts. Es sind meine persönlichen Gedanken, die ich zu Papier bringen werde. Sie kommen von ganz unten, tief aus meinem Herzen. Dinge, die ich sonst niemals aussprechen oder auch nur wahrhaben wollen würde. So kann ich unsere neue Beziehung für mich spüren und ausgestalten. Und wer weiß – wo auch immer deine Seele sein mag – vielleicht bekommst du etwas davon mit und kannst dich darüber freuen.

‚Was ist mein Ich ohne dein Du?‘ frage ich mich spätestens seit dem Tag nach deinem Tod, als ich morgens wie gerädert aufwachte und feststellen musste, dass das hier keiner meiner Alpträume war, sondern dass du wirklich nicht mehr da warst. Die einzige Antwort, die mir bis jetzt dazu eingefallen ist, ist ziemlich naheliegend: Ohne dein Du ist mein Ich ziemlich alleine. Und deswegen ziemlich traurig und leer. Zuhause erinnert mich alles nur an dich. Von morgens bis abends, vom Aufstehen bis zum Einschlafen, alles strahlt Leere und Verlust aus. Überall sind Spuren von dir und deinem Leben, das doch noch gar nicht so lange vorbei ist. Wenn ich frühstücke, sehe ich dich auf dem leeren Platz links von mir am Esstisch sitzen, im dunkelblauen Morgenmantel, den heißen Kaffee in der einen Hand, die Tageszeitung in der anderen und vor 10 Uhr ungefähr so gesprächig wie ich. Wenn ich den Tisch zum Essen decke, muss ich mich aktiv davon abhalten, dir auch einen Teller hinzustellen. Und wenn ich abends schlafen gehe, höre ich noch deine schweren, leicht trampeligen Schritte, die mir folgen um mir eine gute Nacht zu wünschen. Jeder Stuhl, jede Jacke, jede Faser unseres Hauses schreit ‚Hier fehlt doch etwas, das darf nicht sein!‘ Und trotzdem muss es weitergehen. Die Erde dreht sich weiter, und ich versuche so gut wie möglich, ebenfalls einfach weiter zu machen. Weiter laufen, weiter sprechen, weiter lächeln.

Auch wenn sich das Lächeln in meinem Gesicht anfühlt, wie die Rosen, die im Winter auf deinem Grab gefroren sind. Hübsch und normal von außen, doch tot und kaputt hinter der schützenden Fassade. Einfach weiter leben, gar nicht so leicht. Mein Ich ohne dein Du ist nicht mehr ganz, es fehlt ein Teil; ein Puzzlestück meiner Persönlichkeit wurde herausgerissen und hinterließ ein kraterähnliches Loch. Dieses gilt es nicht zu füllen, es gilt es anzunehmen. Auch ohne die Präsenz deines Dus muss mein Ich lernen, neu zu leben. Es muss verstehen, dass es auch beschädigt weiterleben kann. Es muss begreifen, dass es komplett ist – trotz eines Lochs. Dass es sich aber trotzdem vollständig fühlen darf, und, dass das Loch nichts Schlimmes ist, sondern nun einfach zu ihm gehört. Keine Brandmarke der Schande, sondern eine Erfahrung.

Brief 2: Wohin geht die Reise?

Lieber Papa,

ich weiß nicht, zum wievielten Mal mir heute die wohl zentralste Frage in den Kopf gekommen ist, welche sich einem nach dem Verlust eines Menschen immer wieder zwangsläufig stellt: wo bist du eigentlich? Natürlich ruhen die Reste deines Körpers inzwischen im Schatten einer Tanne unter gut drei Metern Erde, aber ich glaube fest daran, dass das nicht alles sein kann, was von dir geblieben ist. Der Körper ist nur eine Hülle, die das Innere gegen alles abschirmt, was außen ist. Aber Irgendetwas wie eine Seele schlummert versteckt jenseits dieser Hülle, davon bin ich überzeugt. Wo ist diese Seele nun? Mithilfe meiner eher spärlich vorhandenen Physikkenntnisse erinnere ich mich an den Satz der Energieerhaltung. ‚Energie kann niemals verloren gehen, sie kann nur zu etwas anderem umgewandelt werden‘ höre ich die wiederhallenden Worte meines alten Physiklehrers in meinem Kopf. Deswegen widerstrebt mir der Gedanke, dass es beim Tod eines Lebewesens anders sein sollte. Bevor du so krank wurdest, warst du bis zum Platzen gefüllt mit Energie, Kraft und Lebensfreude. Das kann nicht einfach ausgelöscht worden sein, also zu was hat sich diese Energie umgewandelt? Wohin geht die Reise für dich? In den Himmel, wie es die Bibel einem zu erklären versucht? In ein neues Leben? Zu etwas Höherem, Überirdischen? Ich versuche mir immer wieder und wieder vorzustellen, wo du wohl gerade sein könntest, was du so machen könntest, versuche es mir in allen Details

auszumalen, aber es funktioniert einfach nicht. Und das ist vermutlich auch ganz gut so. Auch wenn diese Ungewissheit dem Großteil der Menschen ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend bereitet, ist dies eine Information, die nicht für das irdische Leben bestimmt ist. Während seinem Leben auf der Erde sollte man den damit einhergehenden Problemen seine Aufmerksamkeit schenken. Auf das „Danach“ kann und soll man nur warten, und sich auf dieses Gefühl einlassen. Ich hoffe einfach nur für dich, dass du an einem schönen Ort bist, wo du Oma und Opa und alle, die du lieb hattest, die auch schon gehen mussten, wieder treffen kannst. Und vor allem hoffe ich eines: dass es dir wieder gut geht, und du die Stärke deines Körpers für schönere Dinge verwenden kannst, als für einen ermüdenden Kampf gegen einen kranken Teil von dir selbst. Die Vorstellung, an der ich versuche festzuhalten, ist illusorisch, das ist mir bewusst. Ein wunderschöner Ort, paradiesisch in allen Facetten. Es tut gut, so positiv denken zu können. In solch einer Situation ist es nicht rationale Abwägung, die beruhigt, sondern Hoffnungen, an die man sich halten kann. Deine Reise ist für mich noch unbekannt, und das soll sie vorerst auch noch bleiben. Doch wohin geht die Reise für mich? Definitiv erst einmal zurück in einen Alltag, den man als normal bezeichnen könnte. Für Mama und mich ist das tägliche Leben im Moment alles andere als einfach. Auch an Hoffnungen kann man sich nur noch schwer festhalten, wird man doch ständig mit Trauer und einer Art von Resignation konfrontiert. Es ist schwierig und ermüdend, durch dieses leergewordene Leben zu schlurfen. Zwangsläufig führt mich meine tägliche „Reise“ in die täglichen, normalen Herausforderungen. In die Schule, zum Sport, zurück in die Gesellschaft. Dort ist alles nochmals anstrengender. Denn außerhalb meines gewohnten Biotops, das bis dato größtenteils aus meinem Bett und dem Sofa bestand, existieren zwei Überkategorien von Menschen: Die, die ES wissen und die, die keine Ahnung haben warum man gerade nicht wie gewohnt funktionieren kann. Die Menschen, die wissen woran sie sind, lassen sich wiederrum in Unterkategorien einteilen: 1. Die, die dich nur von der Seite begutachten und dir, solltest du zufällig ihren Blick streifen, ein mitleidiges Lächeln schenken. Diese Spezies sind normalerweise Menschen mit einem relativ unkomplizierten Leben, die sich nicht trauen, mit dir ein Gespräch anzufangen, weil sie nicht wüssten, wie sie damit umgehen sollten, wenn du anfängst zu weinen. Emotional sind Personen von Spezies Nummer eins meistens nicht herausragend begabt, und halten zur Wahrung der allgemeinen Sicherheit deshalb lieber Distanz zu dir. 2. Die, die tun als wäre nichts gewesen und dich behandeln wie davor. Diese Personen hatten meistens noch nie

irgendeine Erfahrung mit dem Thema Tod – haben also schlicht keine Ahnung und halten sich, um ihre Selbstsicherheit zu wahren und in der Interaktion nicht ins Straucheln zu geraten, an den Dingen fest, die sie kennen: der Alltag und die täglichen Pflichten. Auf die betroffene Person kann diese Herangehensweise anfangs, besonders wenn die Situation akut und noch nicht lange her ist, befremdlich und ignorant wirken – ein eindrucksvolles Beispiel ist hier die Erinnerung an eine verpasste Matheklausur am ersten Tag, an dem du zwei Wochen nach Tag X wieder in der Schule bist. Jedoch wird einem, wenn man ein wenig Abstand zur Situation gewonnen hat, sehr schnell klar, dass es die eigene Unwissenheit und Überforderung ist, die diese Menschen scheinbar kalt handeln lässt.

3. Die Menschen, die ihren Mitleid offen kund tun. Das sind Leute, die sobald sie deine Gestalt auf 50m Abstand erkennen können, auf dich zu rennen, dich umarmen und betonen, wie leid ihnen die ganze Situation tut. Okay nein, man braucht es nicht zu übertreiben, aber diese Menschen nehmen kein Blatt vor den Mund. Hier ist es definitiv davon abhängig, mit welchem Individuum dieser Spezies wir es in diesem Fall zu tun haben. Führen wir eine gute Beziehung zu diesem Menschen, kann er eine unglaubliche Stütze sein, da man mit ihm offen reden kann – wenn man das möchte – und im besten Fall eine Schulter bekommt, an die man sich anlehnen kann, und die im Notfall auch mal tränennass werden darf. Hat man jedoch keine gute Beziehung zu dieser Person, können diese Menschen sehr anstrengend und aufdringlich sein, da sie einem um jeden Preis ihr Mitgefühl ausdrücken wollen – obwohl man selbst vielleicht nicht mit ihnen über die tiefen Regungen seiner Seele reden möchte. Die schlimmsten von allen sind jedoch die Personen, die sich nicht entscheiden können – dich also erst mal eine halbe Stunde von der Seite anschauen und so tun als wäre nichts gewesen und dich danach absolut aus dem Nichts heraus fragen, wie es dir denn wirklich geht und ob du über deine Gefühle reden möchtest. Okay, Lexikoneintrag beendet – ich will nicht über meine Mitmenschen herziehen, denn was sie verbindet ist die Tatsache, dass sie es alle eigentlich nur gut meinen und fast immer nur das Beste für einen in dieser schwierigen Situation wünschen – sie haben nur alle eine sehr unterschiedliche Vorstellung, was das wohl sein könnte. Dafür möchte ich niemanden verurteilen und schätze deswegen auch alle Versuche, einen traurigen Menschen zurück in den Alltag zu begleiten. Eine derart analytische Betrachtung der Gesellschaft um einen herum mag befremdlich wirken. Sie lenkt jedoch von der Analyse der eigenen Gefühle in diesem Augenblick ab und erzeugt die nötige Distanz. Ein Schutzmechanismus, Ablenkung durch das

Umfeld zur Abgrenzung von sich selbst. Auf jeden Fall ist das Zurechtkommen unter Menschen nach einem traumatischen Ereignis nicht gerade einfach und man braucht sehr viel Fingerspitzengefühl und Geduld, um einem großen Teil von ihnen nicht ins Gesicht zu brüllen, dass sie sich bitte schnellstmöglich verziehen sollen. Von allen Seiten bekommt man diese vielsagenden Blicke, und alle um einen herum fassen einen in der ersten Zeit nur mit Samthandschuhen an – obwohl es so viel einfacher wäre, wenn die Leute einfach normal mit einem umgehen würden. Klar, man muss anfangs natürlich nicht zwingend ständig über das Thema Tod und Beerdigung reden, aber Normalität bedeutet auch Ablenkung. Und der Alltag sowie eine normale Behandlung von allen anderen macht einem – zumindest nach einer gewissen Zeit - klar: So anders bist du gar nicht! Auch wenn sich deine Familiensituation drastisch verändert hat und du in einer Woche mehr erlebt hast, als 90 Prozent deines Umfeld in den letzten 10 Jahren, gehörst du noch dazu. Das gibt Stabilität und Sicherheit, zwei Dinge, die man in solch einer Zeit dringender braucht denn je. Papa, du bist ins Ungewisse gereist. Weg aus dem „Dazwischen“, hinein in das, was danach kommt. Doch auch ich reise, stolpere durch einen Hindernisparcours auf dem Weg zurück in den Alltag. Und wir beide werden irgendwann wieder ankommen, egal wann das sein wird.

Brief 3: Was ich von dir bekommen habe

Lieber Papa,

im Fortschreiten des Trauerprozesses lernt man nach und nach, offene Fragen zu akzeptieren. Zu verstehen, dass man die richtigen Antworten nicht braucht, um sich besser zu fühlen, sondern dass Hypothesen und Hoffnungen reichen und auch reichen müssen, da sie das Einzige sind, was wir im hier und jetzt tun können. Deswegen schreibe ich dir heute nicht mehr im Zuge der verzweifelten Suche nach einer Antwort auf eine meiner vielen Fragen ohne Antwort. Heute schreibe ich dir, um mich bei dir zu bedanken, für all das, was du mir im Laufe meines Kinderlebens mitgeben und schenken konntest. Ich habe versucht, eine Liste zu machen und systematisch zu überlegen, welche Souvenirs ich von dir bekommen habe, doch hier hat die analytische Herangehensweise versagt. Zu viele Bereiche, zu facettenreich, zu viele Vernetzungen von verschiedenen Aspekten. Deswegen habe ich beschlossen, mich auf mein Gefühl zu verlassen, in mich hinein zu horchen und einfach mal mein Herz

zu befragen. Begonnen habe ich jedoch mit einer Betrachtung von alten Kinderbildern, meinen und deinen, und danach einem Blick in den Spiegel. Die Ähnlichkeiten sind eindeutig, als Kind sah ich aus, wie dir aus dem Gesicht geschnitten, auch jetzt noch schaut mir ein Teil von dir aus den Augen, wenn ich mich selbst im Wandspiegel betrachte. Der Kopf, die Haare, das Kinn – der Gedanke, dass ein Teil von dir in mir weiter leben darf ist wunderschön und erfüllt mich mit einem Gefühl der Wärme und des Stolzes. Doch man soll sich ja nicht auf die äußeren Merkmale fixieren, deshalb habe ich auch den Blick nach innen gewagt, in meine eigene Persönlichkeit, meinen individuellen Charakter, aber auch meine Vergangenheit mit dir. Ein riesiges Geschenk, das du mir mitgegeben hast, sind diverse Begabungen und Freuden im Leben: die Begeisterung und das Talent für Musik, die Freude am Spiel mit Sprache, sich eigene Ziele zu setzen, und diese zu verfolgen, aber auch Misserfolge zu akzeptieren und daraus zu lernen, um an dieser Stelle nur ein paar Aspekte zu nennen. So viel habe ich von dir bekommen, durch deine Gene, deine Erziehung und unser gemeinsames Leben. Doch natürlich lassen sich nicht nur durchweg positive Dinge feststellen, die du mir auf meinen Lebensweg mitgegeben hast. Mir fällt leicht amüsiert mein Kiefer ein, der genau wie der deiner Mutter so schief war, dass er 10 Zahnsplangen benötigte um dem ästhetischen Anspruch der Gesellschaft gerecht zu werden. Doch weißt du was? Ich bin stolz darauf. Nicht stolz auf meine krummen Zähne, sondern dass ich sagen kann, die habe ich von meiner Oma väterlicherseits. Nicht begeistert über meine Bauchschmerzen, doch im Bewusstsein, dass ich den Reizdarm von meinem Vater geerbt habe. Das wohl lustigste Souvenir von dir: mein dritter Vorname, für den ich zwar jedes Schuljahr neu fragende Seitenblicke der Lehrer kassiere, aber es mich freut, dann die Geschichte einer 200-jährigen Familientradition meines Vaters zum Besten geben zu können. All diese Dinge an mir, die von dir kommen, schaffen Verbindungen. Verbindungen zwischen der unüberwindbar scheinenden Kluft zwischen Leben und Tod. Sie füllen das „Dazwischen“ mit neuem Leben, geben ihm eine Bedeutung und Kraft. Doch die wichtigsten Dinge, die du mir auf meinem Weg mitgegeben hast lassen sich nur schwer von außen bemerken. Die größten Geschenke, die du mir mitgegeben hast, waren dein Verständnis für mich, deine Akzeptanz meiner Person, so wie sie ist. Dein Kampf, dass es nur der Familie gut geht. Einfach deine unglaubliche Liebe, die du mich so oft wie es ging hast spüren lassen.

Papa, alleine durch deine Präsenz hast du mir mehr mitgegeben, als du dir überhaupt

vorstellen kannst. Und erst jetzt wird mir richtig bewusst, wie unglaublich dankbar ich dir für diese Form der Erinnerungen bin, die über Fotos und Lieder hinausgehen, die tiefer sind als alles andere.

Brief 4: Wo ich dich brauche

Lieber Papa,

wieder ist Zeit vergangen, wieder haben wir unsere beiden unterschiedlichen Reisen fortgeführt. Und immer mehr wird mir in meinem nur langsam wiederkehrenden Alltag bewusst, wie unglaublich ich dich trotz allem vermisse und wie sehr ich dich im Leben brauche. An manchen Tagen ist es stärker, manchmal schwächer, genauso wie als du noch am Leben warst – manchmal braucht man mehr Unterstützung durch seine Eltern, manchmal weniger. So oft wünsche ich mir deinen Rat herbei, immer neutral und unparteiisch, alle Seiten klar im Blickfeld, gründlich abwägend und dann zu einem Ergebnis kommend. In unzähligen Konfliktfällen lag ich ratlos im Bett und Mamas Argumentation überzeugte mich einfach nicht – meine eigene aber leider auch nicht. In solchen Situationen überlege ich mir, was wohl deine Meinung gewesen wäre. Und hin und wieder führt mich dieser Gedanke sogar zu einem Ergebnis – da ich deinen Wertekanon nach 16 Jahren doch ganz gut kennengelernt habe. Und diese völlig surreale Überlegung gibt mir doch wider Erwarten das Gefühl einer subjektiven dritten Meinung.

Doch die Situation, in der ich dich am Meisten benötige ist, wenn Mama und ich uns streiten. Noch nie habe ich ein schlimmeres Gefühl der Einsamkeit verspürt, wie als ich nach einer heftigen Auseinandersetzung eine Stunde lang weinend auf dem Bett lag – und niemand da war. Niemand außer meinem Kuscheltiger, der mich trösten konnte. Niemand, der mir sagte, dass Mama nur ihre Ruhe bräuchte und spätestens morgen alles wieder gut wäre. Und viel schlimmer: niemand, der mich trotz unverhältnismäßig langer Beine auf den zu klein gewordenen Schoß nahm, mich streichelte und mir, nachdem ich mich ausgeweint hatte, scherzhaft befahl, doch nun endlich den Wasserhahn auszustellen. In schwierigen Situationen wie solchen wird einem sehr schmerzhaft bewusst, dass etwas fehlt, was vorher in unterstützender Wirkung da war. Du sagtest, du würdest immer für mich kämpfen und für mich eintreten. Doch wer kämpft nun für mich an deiner Stelle? Als ich mit dieser Frage einmal sehr verzweifelt zu einer mir sehr vertrauten Lehrerin ging, entgegnete diese

mit Tränen in den Augen: „Mira, er kämpft weiter für dich. Du kannst ihn bloß nicht mehr sehen, aber er ist bei dir.“ Das gab mir Kraft. Wieder eine Hypothese, basierend auf Hoffnung. Aber eine, die ich sehr dringend benötigte. Doch nicht nur in negativen Extremsituationen wünscht sich mein Ich dein offenes Ohr und deine Schulter herbei. Auch, wenn ich vor Freude fast platze, da ich das erste Mal die Höchstpunktzahl beim Geigenvorspiel in der Schule erzielt habe, meinen Auslandsaufenthalt dingfest gemacht habe, oder mich wieder mit meiner besten Freundin vertragen habe, wünsche ich mir dich mehr als sehnlichst zu mir. Ich will meine Neuigkeiten mit dir teilen, dich mit meiner Freude anstecken, weil ich weiß, dass es dich ebenso glücklich machen würde wie mich. Es fühlt sich falsch und komisch an, dir das nicht mitteilen zu können, deshalb hoffe ich, dass du es irgendwie anders mitbekommst, damit du dich mit mir gemeinsam freuen kannst. Ein Fels in der Brandung, von dem man wusste, dass man auch während der stürmischsten Fluten irgendwann in seinen schützenden Windschatten gespült wird, ist einfach nicht mehr da. Man strauchelt im Meer, wird von wilden Wellen überspült und schluckt literweise Wasser. Doch irgendwann lernt man, besser zu schwimmen, und sich mit eigener Muskelkraft über Wasser halten zu können. Das braucht Zeit und passiert nicht von einem Tag auf den anderen. Aber nach und nach wird man stärker, auch ohne rettenden Felsen. Und auch das Wasser wird nicht ewig stürmisch bleiben. Man wächst als Mensch daran, Dinge alleine zu schaffen, weil man sie schaffen muss. Gewissermaßen ist ein derartiger Verlust von unterstützender Hilfe ein Herausschleudern aus der Komfortzone – per Katapult. Man fliegt in Bereiche, in die man ohne jenes Katapult niemals kommen würde. Meistens ist der Schlag zu stark. Doch dadurch kann man für sich persönlich wachsen. Nichts, was man freiwillig tun sollte oder wollen sollte. Aber wenn es schon passiert ist gilt es, das Beste daraus zu machen und stärker daraus hervorzugehen. Das mag teilweise etwas pseudo-philosophisch klingen und ich möchte nicht abstreiten, dass derartige Verluste manche Menschen sehr lange sehr kaputt machen können – aber auch sie werden auf der metaphorischen Ebene irgendwann das Schwimmen lernen, auch, wenn sie sich davor an Steinen die Knie aufgeschlagen haben.

Ich schiebe die Vergangenheit zurück in mein Buch und klappe es zu. Mein Blick schweift an den hohen Tannen entlang, gleitet über frostüberzogene Zweige bis hoch zum Himmel. Es ist hell, der Vollmond taucht den ganzen Friedhof in ein surreales, gleißend weißes Licht. Aus der Ferne höre ich die Stimme meine Mutter, die zum

Aufbruch drängt. Wie in Trance erhebe ich mich, der Schnee knirscht unter meinen Schuhen, als ich ihr langsam zum Parkplatz folge. Ich hinterlasse glitzernde Fußabdrücke. Ein letztes Mal drehe ich mich um. Dein Grab ist hell erleuchtet, wie von Scheinwerfern. Auf der roten Laterne, die die gefrorenen Rosen in ein warmes Licht taucht, glitzert pudriger Schnee. Ich muss unwillkürlich lächeln, schaue ein weiteres Mal zum Himmel hinauf, und sehe hinter einem entfernten Tannenwipfel eine Sternschnuppe verschwinden.